„Hermeneutik und Hermeneuten“: Symposium anlässlich des 100. Geburtstags von Fairy von Lilienfeld

Das Symposium unter dem Titel „Hermeneutik und Hermeneuten“ fand in ehrendem Gedenken an Fairy von Lilienfeld (1917–2009) zwischen dem 21. bis 23. April 2017 statt, ausgerichtet von der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und der Philosophischen Fakultät und dem Fachbereich Theologie der Friedrich-Alexander-Universität (FAU), Erlangen-Nürnberg. Seitens der FAU wirkten das Institut für Theologie und Geschichte des Christlichen Ostens mit sowie die Abteilung Christliche Publizistik, die sowohl institutionelle Verbindungen mit orthodoxen Fakultäten pflegt als auch Ostkirche als einen Forschungsschwerpunkt hat. Als gemeinsame Veranstaltung von Kirche und Wissenschaft wurde das Symposium liturgisch gerahmt: die Eröffnungsandacht gestaltete Regionalbischöfin Elisabeth Hann von Weyhern, zum Schluss nahmen die Symposiumsteilnehmer an der Göttlichen Liturgie teil, die vom serbischen Bischof Sergije (Karanović) geleitet wurde. Zu Ehren der bedeutenden Hermeneutin der interkulturellen und interkonfessionellen Beziehungen versammelten sich posthum ihre Schüler, Mitstreiter, geistliche Nachfolger aus allen relevanten Orten in Deutschland mit dem Schwerpunkt christliche Orthodoxie und aus ganz Europa: Armenien, Bosnien und Herzegowina, Griechenland, Russland, Rumänien, Serbien und der Schweiz.

Das Symposium wurde so konzipiert, dass in einem ersten thematischen Schwerpunkt Person und Wirkung von Lilienfelds gewürdigt wurden.¹ Fairy von Lilienfeld war eine Slawistin, Philosophin, Germanistin und Theologin und leistete als Frau in zahlreichen Feldern eine Pionierarbeit in einer ehemals theologischen Männergesellschaft. So wurde sie im Jahr 1962 in Magdeburg zur Pfarrerin ordiniert, zur Zeit ihrer Berufung an der FAU (1966) war sie bundesweit die erste weibliche Professorin auf ei-

¹ Die folgende inhaltliche Darstellung ist durch eine Auswahl der Referenten*innen verkürzt, eine vollständige Sammlung der Texte soll voraussichtlich Ende des Jahres als Sammelband erscheinen.

nem theologischen Lehrstuhl, und drei Jahre später, ebenfalls bundesweit, auch erste Dekanin einer Theologischen Fakultät. Ihre nachhaltige ökumenische Wirkung als Professorin für Theologie und Geschichte des Christlichen Ostens (1966–1984) und die Faszination über sie veranschaulicht die gleichauf intensive Ehrung ihrer Person und ihres Werkes sowohl aus evangelischer als auch aus orthodoxer Perspektive. *Ruth Albrecht* schilderte rückblickend die biografischen Stationen von Lilienfelds anhand bisher unveröffentlichter Dokumente. *Johanna Haberer*, die Leiterin der Abteilung Christliche Publizistik, veranschaulichte die aufmerksame Berichterstattung der Presse über die Pionier-Theologin, die als eine der ersten ordinierten Frauen der bayerischen Landeskirche und als Kulturhermeneutin der evangelisch-orthodoxen Begegnungen als Sensation galt. *Vladimir Fedorov*, St. Petersburg, würdigte die „herausragende Kennerin der Orthodoxie und russischen Kultur“, die durch die „Gabe der Liebe“ Vorurteile abbaute und als „Apostelin der Ökumene“ und als „spirituelle Lehrerin“ wirkte.

Das zweite Themenfeld des Symposiums widmete sich von Lilienfelds zeitgenössischen Hermeneuten*innen des Dialogs mit der Orthodoxie sowie den thematischen Facetten der interkonfessionellen Hermeneutik. *Gisa Bauer* würdigte eine andere Pionier-Theologin, Hildegard Schaefer, die ab 1948 als Orthodoxierefentim im Kirchlichen Außenamt der neu gebildeten EKD fungierte und ebenfalls die evangelisch-orthodoxe Zusammenarbeit über Jahrzehnte durch institutionalisierte Dialoge, an denen auch Fairy von Lilienfeld teilnahm, prägte. *Andreas Müller* stellte den Heidelberger Konfessionskundler Friedrich Heyer vor, der zwar durch kontroverse Tätigkeit als Geheimagent im Zweiten Weltkrieg Zugang zur Orthodoxie gewonnen hatte, doch gleichzeitig durch „eine tiefe Liebe zur Orthodoxie“ geprägt war und stets unter der hermeneutischen Haltung des „emphatischen Hinschauens und verstehenden Wahrnehmens“ handelte. Der Nachfolger von Lilienfelds an dem Institut für Theologie und Geschichte des Christlichen Ostens, *Hacik Rafi Gazer*, widmete sich den hermeneutischen Prinzipien zweier Hallenser Konfessionskundler. Konrad Onasch, bei dessen Schriftenreihe von Lilienfeld ihre Dissertation veröffentlichte, sprach von der orthodoxen Kirche „als einer real anderen, in diesem Anderssein nicht negierbaren“ und nahm ihre Tradition dementsprechend ernst, ohne vorschnell die Analogien und Komplementaritäten hochzustilisieren. Sein Schüler und Nachfolger, Hermann Goltz, verfolgte ebenfalls dieses Anliegen, indem er als hermeneutisches Prinzip „unähnliche Ähnlichkeit“ der Theologien betonte. Der Moskauer Theologe *Evgeny Morozov* berichtete über den russischen Ökumeniker Metropolit Nikodim

(Rotov), der als Dialogpartner von Lilienfeld u. a. auch in den „Arnoldshainer Dialogen“ begegnete, sowie über ihre gegenseitige Schätzung. So sagte von Lilienfeld: „Metropolitan Nikodim was not particularly good-looking, but when he spoke and became emotional, he looked very special – his eyes were sparkling, you definitely wanted to agree with what he was saying.“ *Karl Pinggéra* entfaltete die unterschiedlichen theologischen Voraussetzungen und wissenschaftlichen Interessen, mit denen sich drei Marburger Theologen dem Christlichen Osten zuwandten. Für den hochkirchlich gesinnten Religionshistoriker Friedrich Heiler stand die Wertschätzung der apostolischen Überlieferung und des liturgischen Erbes im Vordergrund, während der Kirchenhistoriker Ernst Benz in kulturhistorischer Absicht die abendländische Sendung des orthodoxen, namentlich des russischen Christentums in den Vordergrund stellte. Peter Kawerau, der erste Inhaber des 1961 errichteten Lehrstuhls für Ostkirchengeschichte, konzentrierte sich dagegen hauptsächlich auf die philologische Erschließung der syrischen und christlich-arabischen Überlieferung und stand der ökumenischen Bewegung insgesamt skeptisch gegenüber. Seine energische Forderung, den üblichen eurozentrischen Standpunkt in der Kirchengeschichte zu überwinden, könnte in der von postkolonialen Diskursen bestimmten Gegenwart neue Aktualität erfahren. *Karl Christian Felmy*, der zwischen 1985–2003 als direkter Nachfolger an von Lilienfelds Lehrstuhl war, sprach über Starec Amvrosij vom Optina-Kloster, der durch seine „Verbindung von Wissenschaft, kulturellem Leben und tiefer Verwurzelung in seiner Kirche“ Gemeinsamkeiten mit von Lilienfeld hatte. Sie verband auch das Interesse an asketischer Vätertheologie mit wissenschaftlicher Edition ihrer Schriften. So wurde die Spiritualität der asketischen Kirchenväter bereits das Thema der Dissertationsschrift „*Nil Sorskij und seine Schriften. Die Krise der Tradition im Rußland Ivans III.*“ von Lilienfelds, die nach Felmy als „ein Musterbeispiel west-östlicher Hermeneutik“ gilt. Neben der ostkirchlichen Spiritualität zählte auch die liturgische Tradition zu von Lilienfelds Spezialgebieten, weshalb *Ionut Paun* ihre Deutung der Darstellung der Gottesmutter in Hymnen und Gebeten der Ostkirche thematisierte.

Im dritten thematischen Schwerpunkt wurde über die historischen, aktuellen und zukunftsorientierten Reflexionen der interkonfessionellen und interkulturellen Hermeneutik des Dialogs diskutiert. *Martin Illert* schilderte die Leit motive der geschichtlichen Paradigmen im Dialog mit der Orthodoxie, die stark geprägt von dem jeweiligen gesellschaftspolitischen Umfeld sind. So stand das Handeln der Deutschen Evangelischen Kirche in den vierziger Jahren „im Schatten nationalsozialistischer Gewaltpoli-

tik“ und die Beschäftigung mit der Orthodoxie wurde als Erziehungsauftrag, indem „das Leben des [russischen] Volkes zu korrigieren“ sei, verstanden. Mit der Einrichtung des Referats für die orthodoxen Kirchen im Jahr 1948 stand als Leitvorstellung im Dialog die „eigene Verkirklichung“ im Vordergrund. Ab den sechziger Jahren nahm auch von Lilienfeld an den institutionalisierten Dialogen mit der Orthodoxen Kirche teil, und übernahm die Rolle einer interkulturell und interkonfessionell vermittelnden Hermeneutin ein. Nach ihr kam es in dem „Nachwende-Paradigma“ zur „Abkühlung der Dialogbeziehungen“ geprägt von dem Leitmotiv der „Modernisierung orthodoxer Kirchen durch die Einbindung in den rechtlichen und kulturellen Diskurs der europäischen Union“. Heute, so Illert, werden die Gespräche als „ein ekklesiales Beziehungsgeschehen“, als ein „gemeinsamer Erfahrungsraum der Selbst- und Fremdwahrnehmung der Kirchen“ begriffen. *Irena Zeltner Pavlović* thematisierte die problematische Repräsentation der öffentlichen Orthodoxie, die im Rahmen der *Othering*-Diskurse konstruiert wird und eigentlich zur eigenen/positiven bzw. fremden/negativen Identitätsbildung diene. Die „epistemologische Gewalt“, die durch derartige Wissensordnungen ausgeübt wird, erzeugt im interkonfessionellen Dialog antagonistische Positionen, die den einen den „aufklärerischen, modernen Habitus“, den anderen einen „apologetischen, antimodernen Habitus“ aufdrängen. Die „Cultural Turns“ der Kultur- und Sozialwissenschaften, die in der jüngsten Zeit auch die Südosteuropa-Forschung erreicht haben, bieten sich, so Zeltner Pavlović, als fruchtbare theoretische Reflexionsfläche der Dialoge an, um die Irritation zu korrigieren. Denn „verblüffend ähnlich“ ist das postkoloniale Konzept des „Dritten Raumes“ (Homi Bhabha), als „ein Erfahrungsbereich, ein Ort des Aushandelns der Identität und Differenz“ zu der heutigen Konzeptualisierung des Dialoges von Illert. Nach einer historischen Darstellung und inhaltlichen Aspekten der Lutherisch-Orthodoxen Kommission, in der auch von Lilienfeld wirkte, widmete sich der Belgrader *Rade Kisić* den heutigen Herausforderungen und Zukunftsperspektiven. So kritisierte er den Duktus der ökumenischen Texte, die um den Konsens willen, „interpretationsoffen“ bleiben, und in den jeweiligen Kirchen anders gelesen werden. Für die Zukunft forderte er mehr Auseinandersetzung mit „sozial-ethischen, anthropologischen Fragen“, „damit man nicht ermüdet die Reise aufgibt“. Das Dokument „Beziehungen der orthodoxen Kirche zu der übrigen christlichen Welt“ der orthodoxen Synode auf Kreta (2016) deutete *Reinhard Thöle* nicht als „eine Abwertung der theologischen Dialoge“, sondern als eine „Aufwertung

der Kontexte der Dialoge“, die den theologischen Ansatz verfolgen, wonach die Übereinstimmung der Kirchen letztlich „das Geschehen der Gottesoffenbarung“ ist. Ein Ansatz, der auch im Rahmen der evangelischen Kirche geteilt wurde (Edmund Schlink) und wird (Martin Illert). Wenn die Dialoge abgelöst von der „gnadenhaften und sakramentalen Verknüpfung mit dem Offenbarungsgeschehen“ betrachtet werden, bleiben sie, so Thöle, „allen Versuchungen von Macht, Verdrehung, Show und falscher Frömmigkeit unterworfen“. Wenn sie aber als eingebettet in derartiger Hermeneutik betrachtet werden, werden die Dialoge „der Ort einer genuin ökumenischen Theologie“, der pilgernden irdischen Ökumene sein.

Im Rahmen des Symposiums wurde der christlich-orthodoxe Theologe, Erzpriester und Theologe *Viorel Ionita* (Genf/Bukarest), nach verlesenen Worten der Bischöfin Petra Bosse-Huber, für seine „langjährige, vertrauensvolle und hervorragende Zusammenarbeit“ im Dialog zwischen Rumänisch-Orthodoxer Kirche und EKD mit einer Luthertafel ausgezeichnet. In seiner Laudatio drückte Martin Illert, „Dank, Hochachtung und Anerkennung“ für seine sprachlich-theologischen Kompetenzen aus, die er nicht als selbstverständliches Entgegenkommen des Dialogpartners sieht. Auch seine Achtung gegenüber dem Dialogpartner sowie die Fähigkeit in dieser Grundhaltung die kirchenspezifischen Differenzen auszudrücken wurden gewürdigt.

Das Erlanger Symposium veranschaulichte, dass Dialog und Gespräch nicht nur durch die Suche nach Analogien und Komplementarität, sondern auch durch Anerkennung und Akzeptanz der Differenzen ein fruchtbarer Boden zum ökumenischen Handeln gleichberechtigter Dialogpartner sind. Somit lässt er sich in das neue *Paradigma* der Hermeneutik der Dialoge einbetten, in dem gilt „[d]ie besondere Prägung anderer Welten zur Kenntnis zu nehmen, ist eine der entscheidenden Hilfen, um voranzukommen in einer richtigen Selbsterkenntnis und um gemeinsam mit anderen am Aufbau einer gerechten Gesellschaft arbeiten zu können“.² Ein Paradigma, in dem das Handeln von Lilienfelds, vorbildhaft wirkt. Doch viele auf dem Symposium aufgestellten Fragen blieben offen, wie etwa: inwiefern die Differenzen erst durch Dialog mit den „Anderen“ konstruiert werden? Sind die Dialoge die Orte der simplifizierten Gegenüberstellung der stabilen

² *Thierry-Marie Courau/Carlos Mendoza-Alvarez: Kulturen und Religionen im Gespräch; in: Concilium, 53 (2017), Heft 1, 1–8.*

konfessionellen Identitäten oder sind sie die Orte ihrer Hybridisierung? Ist es überhaupt angemessen, über stabile Identitäten zu reden, oder sind sie ständig den Prozessen der Binnendifferenzierung und der kontextuellen Aushandlung ausgeliefert? Gibt es überhaupt *eine* konfessionelle Identität? Diese und andere Fragen bedürfen weiterer Reflexionen.

Irena Zeltner Pavlović

(Dr. Irena Zeltner Pavlović ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Christliche Publizistik am Fachbereich Theologie der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg.)